

# Arien und Zuckerbriefchen

**ZÜRICH.** «Viva Verdi» versucht im Hallenstadion den Geist des Verdi-Theaters im Showdesign zu beschwören. Das geht nicht gut. Die angekündigten Superlativen verflachen im Arienreigen in schwieriger Akustik – immerhin: Verdi bleibt Verdi.

HERBERT BÜTTIKER

Zu den Superlativen, die Giuseppe Verdi auch 200 Jahre nach seiner Geburt verdient, gehört auch der, der populärste Opernkomponist zu sein. «Viva Verdi! Viva Italia! Viva Pavarotti!», rief einer in die Sekunde nach dem Verklängen des letzten Tons und dem Einsetzen des Applauses hinein. Viva Verdi – gut, Viva Italia – auch gut, nur, ein Pavarotti ist in der «spektakulären Opernshow» im Hallenstadion nicht zugegen.

Der unendlich gross angekündigte «Viva Verdi»-Abend ist nicht die Gala der internationalen grossen Namen, sondern die von Verdi-Sängerinnen und -Sängern, wie sie auf der Welt überall gebraucht werden, sich verdienstvoll im anspruchsvollen Fach behaupten müssen und sich einen mehr oder weniger grossen Namen machen. Sie heissen hier zum Beispiel Simone Osborne, die Violettas Arie aus «La Traviata» fulminant gestaltet – man darf sich den Namen merken. Mit gleich drei Arien ist der Tenor Christopher Bengochea beteiligt, weniger charmant mit «La donna è mobile», effektiv mit der berühmten Arie und Stretta aus «Il Trovatore» und «Celeste Aida». Mit einem eindrücklichen Bass gestaltet Ruben Amoretti Philipps Monolog aus «Don Carlos», und Mardy Byers, die Arrivierteste in der Besetzungsliste, lässt mit zwei innig gesungenen Leonoren-Arien aus «Il Trovatore» und «La forza del destino» berührend das aufgeplusterte optische und akustische Setting des Abends am ehesten wegblenden.

## Ein Sänger-Defilee

«Die Stimmwunder» steht im Programmheft über den Biografie-Seiten – ein Begriff, den man, auch weit gefasst, an diesem Abend nicht für alle acht mit Arien-Auftritten engagierten Solisten wagen müsste – auch nicht für den Opernstar der Nation Noëmi Nadelmann, die ihr «Traviata»-Trinklied an dieser «Welturaufführung» mit prekärer Intonation wenig glücklich über die Runde bringt.

Das Hallenstadion und eine eher mittelmässige Tonanlage für die den Raum füllende und im Raum hallende Lautstärke sind natürlich auch nicht die ideale Plattform für das Sänger-Defilee. Und ein solches ist der Abend, auch wenn «Viva Verdi» mehr verspricht und sechs Sattelschlepper für den Transport des Spektakels nötig sind. Zu se-

hen ist eine Showbühne mit variablem Lichtdesign, auf der wenig geschieht, da sich der Abend fast ausschliesslich auf Arien-Highlights beschränkt (kein einziges von Verdis grossen Duetten!).

Der stark besetzte Zürcher Akademische Chor ist für «Va pensiero», «Gloria all' Egitto», für das «Dies irae» und «Tutto nel mondo è burla» hinter der Spiegelwand in Zivil postiert und tönt über die Lautsprecher markig, aber auch nicht sehr homogen. Statt seiner bewegt sich eine Compañia Actoral Mexicana in reichlich plumpen Choreografien auf der Bühne.

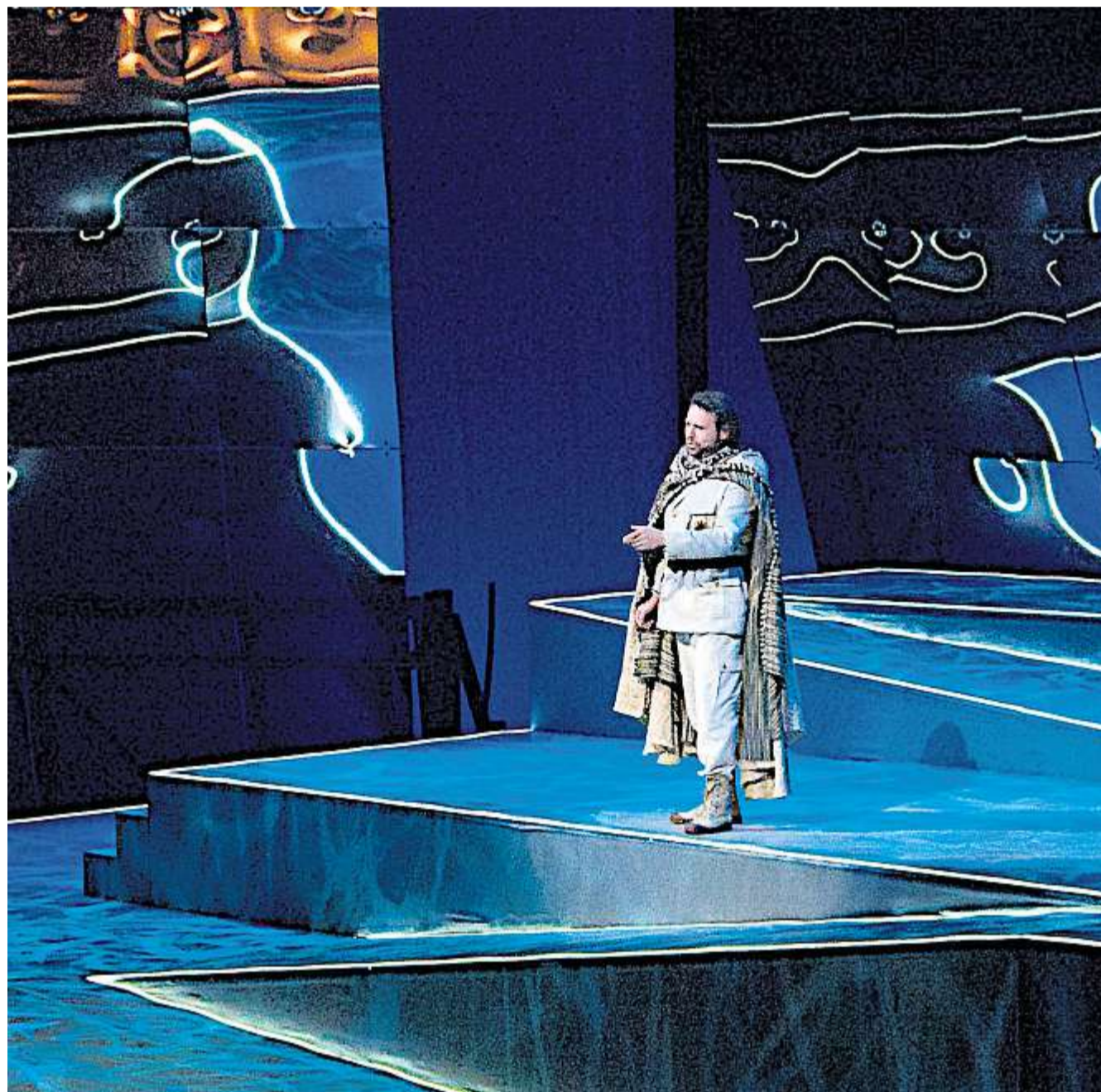
Wenn all dies optisch mit Verdi-Theater, mit Schauplatz, Aktion und Konfrontation, mit Inszenierung überhaupt wenig zu tun hat, so kann man sich wenigstens ein bisschen an die üppigen Kostüme halten: clowneske Knollennase für Rigoletto, Generalsuniform für Radames und lange Schleppen für die Soprane. Aber wie bestandene Theaterleute – Lotfi Mansouri als Künstlerischer Berater und Chef Inszenierung – so den Anspruch erfüllen wollen, ein Bild von Verdis Kunst an ein breites Publikum zu vermitteln, ist ein Rätsel, und erstaunlich ist angesichts der Projektionen in der Art von Illustrationen auf Zuckerbriefchen, die das Medaillon über der Bühne zeigt, die Ankündigung, es werde die Geschichte von Verdis Zeit und seinem «Siegeszug» in die Gegenwart erzählt.

Was unter dem Strich bleibt, ist tatsächlich der Sieg von Verdis Musik, über die als Dirigent Edoardo Müller wacht – was die Koordination mit der Bühne und den nicht durchwegs sattelfesten Einsatz des fünfzigköpfigen Sinfonieorchesters Camerata Schweiz betrifft, mit mittlerem Erfolg und dem Tonmanagement ausgeliefert, das Klang und Balance nicht gerade optimal im Griff hat. Dennoch: Verdi bleibt Verdi, und gewiss profitiert diese Opernshow mehr von ihm, als dass sie sich um ihn verdient machen würde. Dafür sprechen nicht zuletzt auch die Eintrittspreise.

## Viva Verdi

Weitere Vorstellungen im Hallenstadion Zürich heute 14.30 Uhr und 19.30 Uhr. Tickets zwischen Fr. 225.– und 55.– bei ticketcorner.ch.

[www.viva-verdi.ch](http://www.viva-verdi.ch)



Die Highlights der Verdi-Opern im Lichtdesign: Radames (Christopher Bengochea) singt «Celeste Aida». Bild: hb

## Heine-Preis für Jürgen Habermas

**DÜSSELDORF.** Der Philosoph und Soziologe Jürgen Habermas hat am Freitag in Düsseldorf den mit 50000 Euro dotierten Heine-Preis für sein Lebenswerk entgegengenommen. In seiner Dankesrede rügte er den «Kleinmut» der heutigen Gesellschaft. Sie begreife die Zukunft nicht mehr als Herausforderung, auf die man Antworten finden müsse, sondern nehme sie als «alternativlos» hin, sagte er. Dass es keine Alternativen gebe, schärfte auch die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) den Bürgern ein. Der 83-Jährige warb für die Völkerverständigung in Europa. Im europäischen Parlament könnten die «törichte Nationalvorurteile», über die bereits Heine schrieb, durchkreuzt werden. (sda)

## Bücher, Bücher

**MÜNCHEN.** Der Hanser-Verlag hat einen Wechsel an seiner Spitze angekündigt: Jo Lendle von DuMont wird ab 2014 Nachfolger von Michael Krüger, der den Verlag jahrzehntelang geprägt hat. Mit ihm geht eine der letzten grossen Verlegerpersönlichkeiten alter Schule. Sein Abschied ist ein grosser Einschnitt, nicht nur für den Verlag. Er ist wohl einer der Letzten, der Wörter wie Content und Produkt nicht in den Mund nimmt: «Ich kann diese Sprache kaum noch ertragen», sagte er im November gegenüber der «Zeit». Als er anfing, habe man in seiner Sparte über Literatur gesprochen: «Bücher hiess es früher. Bücher!» (sda)

## UNTER DEM STRICH

### Der deutsche Sprachgeist schläft

HERBERT BÜTTIKER

Die Sprache ist ein Diagnoseinstrument. Wo neue Wörter auftauchen, geschieht «Bedeutendes» oder immerhin Bemerkenswertes. Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat da den Überblick. Sie meldet seit 37 Jahren jeweils im Dezember, was sich dem Sprachgeist an gesellschaftlichen Trends oder Verlusten offenbart hat. 2012 allerdings scheint der deutsche Sprachgeist verschlafen zu haben und die Sprachgesellschaft sprang ersatzweise selber ein: Sie erklärt «Rettingsroutine» zum Wort des Jahres. Es steht dafür, dass sich die Gesellschaft damit abgefunden hat, dass das europäische Finanzsystem ein Dauerpatient ist. Das ist wohl leider so. Nun ist ein Journalist darauf gekommen, dass sich das Wort Rettungsroutine gar nicht im gängigen Wortschatz (Google-Test!) des Jahres etabliert hat, sondern erst jetzt, Sprachgesellschaft sei Dank, geläufig wird und als Suchbegriff im Internet Karriere macht.

Das der Sprachgeist 2012 pausiert oder schwächelte, scheint die weitere Liste zu bestätigen. Auf die deutsche Innenpolitik einzutreten, erübrigt sich hier: Was schon sollen wir in der Schweiz mit dem Verb «wulffeln» anfangen. Wir hätten da «mörgeln», das so nahe beim Nörgeln steht und sich vom gutschweizerischen Zmörgeln so hübsch abhebt. Aber eben, der Sprachgeist schlief 2012. Aber immerhin hat er im Traum für sich das «Gottesteilchen» entdeckt. Den Anstoss gab das Cern in Genf, das dieses Lieblingsding der Physiker entdeckte. Der Kosename verdiente, weil er an die Beständigkeit der Welt glauben lässt und Zuversicht verbreitet, eigentlich an erster Stelle und nicht erst an siebter als Wort des Jahres genannt zu werden. Aber immerhin: 7 ist ja auch nicht ohne.

# Das Private in der Politik

Der Autor und ehemalige Journalist Daniel Suter packt zu. In seinem zweiten Roman «Die ägyptische Tochter» erzählt er, wie die kleine Metropole Zürich wegen eines Grossprojekts in Aufruhr versetzt wird.

BEAT MAZENAUER

Zürich plant ein architektonisches Prestigeobjekt, das umgehend in die Kritik gerät. Diese Ausgangslage ist gut bekannt. Nicht nur Zürich tut sich schwer damit, den Rahmen des kleinbürgerlich Behäbigen aufzusprennen. In Daniel Suters Roman gerät die städtebauliche Debatte zum Desaster. Der Plan für das Metropolis Media Center klingt auf den ersten Blick bestechend. Durch den ambitionierten Neubau soll der zersiedelte Norden der Stadt ein neues Markenzeichen erhalten: ein Signal, dass hier die

City beginnt. In Robert Bannwart, dem Leiter des städtischen Hochbauamts, findet das Projekt einen ebenso überzeugenden wie überzeugenden Anhänger. So umtriebiger er dafür plädiert, so leidenschaftlich wird er von seinen Gegnern ins Visier genommen. Konservative und linke Bewahrer einer kleinräumigen Stadtplanung ergreifen das Referendum. Im Zürcher Lokalfernsehen finden sie eine populistische Plattform, die vor keiner Peinlichkeit zurückschreckt.

## Die Kopftuchträgerin

Unglücklicherweise bietet Bannwart auch privat eine Angriffsfläche. Seine Tochter, frisch mit einem ägyptischen Arzt verheiratet, tritt zum Islam über und trägt ein Kopftuch. Eines Nachts wird sie (deswegen) überfallen. Sich zur Wehr setzend, verletzt sie einen der Angreifer. Ist die Kopftuchträgerin selbst nicht mitschuldig am Vorfall? Die Dinge komplizieren sich erst recht, als Bannwart einer aufdringlichen Lo-

kalreporterin die Tür vor der Nase zuschlägt und sie dabei verletzt. Nun beginnt das Kesseltreiben, dem sowohl Bannwart wie auch seine Ehe mit Carola nicht recht gewachsen sind. Alle lästern über die Medien und schauen gebannt darauf, was sie verkünden.

## Realistisch frei erfunden

Daniel Suter beschwört seinen Plot gekonnt und ohne Firlanz herauf. Der chronologisch beschleunigte Konflikt eröffnet aus Bannwarts persönlicher Optik Einblicke in administrative Abläufe und kollektive mediale Psychosen. Der Autor zeigt sich dabei als kenntnisreicher Insider, der seine Pappenheimer und ihre Diskurse kennt. Wie meist in Zürich – von jüngsten Ausnahmen abgesehen – geht die Abstimmung verloren. Darum aber kümmert sich Bannwart schon nicht mehr, der Konflikt hat ihn innerlich längst zermürbt. Was solls, dass er von seinem Amt als Sündenbock freigestellt wird.

«Die ägyptische Tochter» ist ein stimmig erzähltes Buch, das die spannungsgeladene Atmosphäre nie ganz dem Krimigenre ausliefert. Im Zentrum steht einerseits Robert Bannwart, der Angriffe auf die eigene Person auszuhalten hat. Andererseits erzählt es das Porträt einer Stadt, in der sich Administration und Öffentlichkeit in treuherziger Kumpanei aneinander reiben. Die Handlung ist frei erfunden, doch der Realität nachempfunden, liesse sich zusammenfassen. Dass Daniel Suter den Plot hin und wieder mit etwas zu viel Zunder anfeuert, mag stellenweise störend wirken. Der Lektüre ist es aber nicht abträglich.

**Daniel Suter**  
«Die ägyptische Tochter».  
Roman. Edition 8, Zürich  
2012. 320 S. Fr. 32.–.

